

(Nachdruck verboten.)

15]

Cesarine.

Von Jean Richepin. Uebersetzt von G. L.

Mein Erstaunen war so groß, daß ich kein Wort der Erwiderung fand, und Cesarine mich zum zweiten Male fragen mußte. Ich antwortete ihr also, daß ich gekommen sei, um zu erfahren, wie es meinem alten Freunde Paul de Roucieux ginge, daß ich ihm Nachrichten von seinem Vater brächte, und wer ich sei. Ihr Gesicht war zuerst plötzlich erröthet und hatte dann einen harten Ausdruck angenommen, als ich des Kapitäns erwähnte; aber dann hatte es in einem graziosen Lächeln hell aufgelenket, als ich meinen Namen nannte.

„Ah!“ sagte sie, „wie wird sich Paul freuen, Sie zu sehen! Er liebt sie so sehr, trotz Ihres Zornwüths. Er hat mir so oft von Ihnen gesprochen! Es scheint, daß Sie sein einziger Freund auf dem Lycium gewesen sind. Wie lieb von Ihnen, daß Sie gekommen sind! Treten Sie doch näher, mein Herr, aber ganz leise, nicht wahr? Er darf noch nicht aufwachen. Er hat eine sehr schlechte Nacht gehabt. Uebrigens würde ihn Ihr Besuch zu sehr aufregen. Ich muß ihn allmählig darauf vorbereiten.“

Nun, sie ist nicht mehr böse, trotz der verdrießlichen Miene, die sie eben noch gemacht hatte. Und ihre Stimme, die vorher noch so kurz, fast trostlos geklungen, hatte jetzt so milde, weiche, fast zärtliche Töne.

„Entschuldigen Sie mich,“ fuhr sie fort, daß ich Sie nicht in dem Zimmer empfangen kann, das uns als Salon diente. Ich habe Paul's Zimmer daraus gemacht.“

Und als ich zögerte, über die Schwelle der kleinen Stube zu treten, die ich für eine Numpfkammer hielt, fügte Sie hinzu:

„Doch, doch! Treten Sie nur in mein Zimmer ein.“

„Wie, das ist Ihr Zimmer, dieser verwahrloste Raum? Oh, Kapitän, wer zum Teufel hat Ihnen Ihre Informationen gegeben? Das soll das Zimmer einer Courtisane sein? Meinem Herrn! In Wahrheit nicht einmal das Zimmer einer Frau. Weder Nippfächer, noch Bänder, noch die tausend Kleinigkeiten, nichts, was den Wunsch, zu gefallen, athmet; oder nur, um sich da wohlbehaglich zu fühlen. Nichts, was die Vorstellung erweckt, daß sich hier jemand herausputzt. Toilette macht. Ein Koffer an stelle der Kommode. An stelle eines Schrankes Büchergestelle. Auf der weißen Tischplatte keine Wäsche, sondern Papiere und Bücher. Und Bücher selbst auf dem Kamin. Und Bücher auf den Stühlen, zwei einfachen Strohstühlen. Und Bücher überall verstreut, selbst auf dem Bett, das übrigens nicht einmal gemacht ist. Ein kleines eisernes Bett, auf das am Morgen häufig eine grobe, kastanienbraune Wolldecke, die fast wie eine Pferdebedecke ausah, geworfen worden war. Das ist der unordentliche, kaum recht saubere Schlupfwinkel — schon mehr Stall — eines armen, arbeitsamen Gelehrten.“

Ich bin thatsächlich bestürzt über diesen vollständigen Mangel an Kletterie, und im selben Augenblick finde ich auch in Cesarine ihren strengen oder vielmehr unangenehmen Ausdruck von ehemals wieder. Ich betrachte sie etwas genauer mit größerer Miße und kalter, als ich es in der ersten Bewegung des Erstaunens vermocht hatte. Und bei dieser Prüfung, zu der ich reichlich Zeit hatte, während sie zu mir sprach, verflüchtigte sich allmählig der Zauber, den sie eben noch auf mich ausgeübt hatte, und nur allein ihre sanfte Stimme lag noch.

Nein, offenbar ist Cesarine nicht häßlich, aber noch viel weniger hübsch. Die Stirn ist zu hoch und zu stark gewölbt, obwohl lange nicht so scharf herausgearbeitet, wie sie mir in dem Laden erschienen war. Es ist keine weibliche Stirn, viel eher die Stirn eines Denkers. Auch die Augen scheinen die Augen eines Mannes zu sein. Gewiß versinken sie nicht, wie es da unten schien, in den tiefen dunklen Höhlen eines Totenschädels; indessen liest man aus ihnen doch zu viel ernstes, tiefes Nachdenken, und sie verschwinden mehr als nöthig unter dem Bogen ihrer Augenbrauen. Ihr Blick erlischt in der Tiefe dieser Höhlung. Er ist matt ohne inneres Feuer, der Blick eines Kurzsichtigen, ein Blick, dessen leuchtender Glanz über den Büchern erloschen ist. Und von diesen selben Büchern hat anscheinend auch ihr Teint die bleiche Farbe des Papiers angenommen.

Er ist nicht eigentlich bleich, eher verblichen zu nennen. Diese Bleichheit würde indessen nicht ohne Schönheit sein, wenn sie harmonisch mit der Zeichnung eines feinen mageren Gesichtes zusammenstimmte, das durch eine feine, grade, stolze Nase veredelt wird. So wenigstens wünschte ich mir Cesarine, damit sie dem Ideal entspräche, das ich mir von ihr gemacht hatte, dem „verderbten, verhängnißvollen Weibe“. Anstatt dessen ist die Nase etwas aufgeworfen, ihre Wangen sind lang, schwer, sogar etwas aufgedunsen, und das fällt umso mehr auf, als deren Linien in dem kurzen Kinn, mit einem Grübchen von der Gestalt des Augenwinkels, keine Fortsetzung finden. Aber was mir am meisten an dem mondgleichen Gesicht mißfällt, ist der Mangel an Uebereinstimmung zwischen seiner Fülle und der flachen Magerkeit des Körpers. Ich sah nicht einmal die geringste Andeutung eines Busens noch irgend welcher weiblichen Formen an diesem dünnen, gespenstisch mageren Schattensilde. Und was sie da an hat, dieser schwarze Schriftseker-Rittel, ist denn das eigentlich ein Kleid zu nennen? Es ist weit eher ein Sack, ein Sack, in dem die Leere gähnt. Der lockere Gürtel, der ihn in der Mitte abtheilt, deutet weder eine Taille, noch Hüften an, und ich frage mich unwillkürlich, warum er über diesem Futteral nicht zur Erde gleitet.

Aber in dem Maße, als Cesarine spricht, und während ich diese für sie so ungünstigen Bemerkungen und Reflexionen mache, corrigirt sie der Zauber ihrer Stimme und erobert mich unmerklich zurück. Sie ist so sanft, so einschmeichelnd, von einer so schweren und eindringlichen Tonfarbe und sie erscheint noch zarter, weil Cesarine sie wie mit einem Schleier dämpft, damit sie nicht bis in das nächste Zimmer hineinklingt. Sie hat etwas Geheimnißvolles, etwas von so unbestimmter Weise, von solcher Tiefe an sich. Gleichzeitig ist sie traurig und kosend; man muß an eine Mutter denken, die unter Thränen leise an der Wiege eines kranken Kindes singt.

Cesarine erzählt mir in der That auch die Geschichte eines kranken Kindes; die Geschichte Paul's, der während der Belagerung beinahe vor Hunger und Kälte gestorben wäre. Ein schreckliches Glend, gegen das er schon lange ankämpfte, hatte ihn ganz zuletzt fürchterlich gepackt. Wir stehen einander gegenüber. Sie spricht mir beinahe direkt in das Gesicht, und ich fühle den Hauch ihrer raschen eifrigen Worte. Sie sucht sie wohl zu dämpfen, aber dann und wann erheben sie sich doch gegen ihren Willen, und es broht dann in ihnen ein Schrei des Jorns oder des Mitleides, dessen Schwingungen sie nicht zurückhalten kann. Ihre Worte sind übrigens durchaus nicht auf irgend eine Wirkung berechnet. Sie erzählt die Dinge ganz einfach, durcheinander gemengt, ohne auf irgend etwas besonderen Nachdruck zu legen. Ich habe die Empfindung, als ob sie mir alles auf einmal auseinanderlegen möchte. Und durch diese Hast, durch die fieberhafte Anordnung dieser Erzählung, dieser geflüsterten Bekenntnisse wird die Geschichte nur um so ergreifender.

„Das Schlimmste ist,“ sagte sie mir, „daß ich nichts von seinem Glende wußte, und daß ich selbst wenn ich etwas davon gewußt hätte, niemals gewagt hätte, ihm beizustehen. Er ist so stolz, so zurückhaltend! Daß er für mich eine sehr starke Neigung empfand, merkte ich wohl. Mangels anderer Anzeichen zwang mich schon die Eifersucht dieser Herren, sie zu bemerken. Aber bis dahin verbergte er sie mir. Und wie hätte ich damals seine rein materielle Noth errathen können? Erst seitdem er bei uns ist, habe ich durch meine Liebe und durch meine Bitten es vermocht, ihm seine Geheimnisse zu entlocken. Ich wußte von Nichts, weder von seiner während der letzten drei Jahre schweigend extragenen Armut, noch von der ungerechten Vernachlässigung durch seinen Vater, noch von seinen Anleihen, noch von seinem schließlichen Glend. Seine Anleihen erschienen ihm wie eine Schande, und um sich von seinen Verpflichtungen zu lösen, hatte er sich auf das äußerste einschränken müssen; und doch kannte der Mann, bei dem er sie gemacht hatte, seine Familienverhältnisse ganz genau und hatte ihm das Geld selbst angeboten. Aber wenn es Paul bei Ausbruch des Krieges nicht absolut unmöglich gewesen wäre, irgend eine Arbeit zu bekommen, so hätte er dazu gar keine Zuflucht genommen. Er wollte nichts von seinem Vater erbetteln, hatte er mir oft gesagt; er forderte nur, was ihm

zustand. Was thut das übrigens? Ich vertheidige ihn nicht, denn er braucht keinen Vertheidiger. Sie werden selbst sehen. Stellen Sie sich vor, daß er trotz seiner so zarten Gesundheit, trotzdem er immer brustleidend war, drei Jahre hindurch sein Leben mit Stundengebühren gefristet hat. Sein Leben! Welches Leben? Gerade um zu essen zu haben. Das einzige, worauf er Werth legte, den einzigen Aufwand den er machte, war: seine Umlagen als Abonnent zu bezahlen und sich aus rein menschlicher Achtung vor diesen Herren anständig zu kleiden. Und auch das habe ich erst ganz zuletzt erfahren, ebenso wie seine Schulden, wie das übrige. Vierzig Franken, hören Sie vierzig Franken, das war alles, was er besaß, als die Belagerung begann. Und er war schon durch das Stundengebühren während dieser drei Jahre, was seine arme Brust vollends ruiniert hat, durch die Entbehrungen, wie sie der letzte Bettler nicht ertragen haben würde, bis zum äußersten geschwächt. Ganz zu geschweigen von den unersetzlichen seelischen Qualen, deren Geheimniß ich noch nicht kenne, die aber sicher schrecklich sein müssen, denn er spricht davon nur mit bitteren Thränen. Es besteht ein Haß zwischen ihm und dem Vater; ein tatsächlicher Haß, von dem ihn kaum meine Liebe abzulenken vermag. Und so, am Ende seiner Kräfte und seiner Hilfsquellen, mit untergrabener Gesundheit und völlig allein hat er die Belagerung ertragen müssen. Er wohnte damals in diesem Hause in der Etage über uns, in einer Mansarde, einer wirklichen Mansarde, einer Kammer oder vielmehr einem Dienboten-Verschlage. So ist er mitten im Winter, ohne Feuer, ohne ein Stück Brot bettlägerig geworden. Und als mein Vater, der ihn sehr liebt, zu ihm hinausstieg, um nach ihm zu sehen, warum er nicht wie gewöhnlich in den Saal hinabkäme, wo er sich immer an den Ofen setzte, da versuchte der unglückliche Junge sich zu erheben, um meinen Vater an ein vorübergehendes Unwohlsein glauben zu machen. Vor allem wollte er, daß ich mich nicht beunruhigen sollte, und er bat meinen Vater ausdrücklich, mich nicht zu ihm zu lassen, indem er vorgab, es fehle ihm an nichts. Nun, es fehlte ihm an allem. Als ich am folgenden Tage trotz seiner Bitten hinausstieg, hatte er neben seinem Bette nur eine Karaffe mit Wasser, und auch dies war gefroren.

O, Kapitän, Kapitän, wie schmerzlich und mit welchem wilden Tonfall klingen in meinem Gedächtniß die Worte nach, diese schlechten Worte, mit denen Sie den Brief Pauls beschimpften, als ich ihn laut las.

„Krank! sagen Sie, ei! ei! . . . Wunderbares Weib, diese alte Schlampe! Wenn er lebt, dankt er es nur ihr! . . . Welcher Schmutz! Weg damit!“

Und Thränen stiegen mir in die Augen, aus Mitleid mit meinem armen Freunde, aus zärtlicher Bewunderung gegen dieses edle Mädchen, aus Empörung gegen dieses Thier, das die beiden so grausam verkleumdete hatte. Dieser Mann erschien mir jetzt verhaßt und abscheulich.

Und doch hatte auch er nicht da unten vor dem Tode gerettet, hatte auch er sich nicht gut und mitleidsvoll gezeigt? Dieses Thier, das war der brave Gefährte von der Landstraße und der über mich wachte, während ich im Gehen schlief, der mich in dem Gedränge mit seinen kräftigen Schultern schützte, und ohne den ich in den Menschenstrudel mit versunken wäre, den der Schnee verschlang. Nein, das ist kein Ungeheuer. Ich, ich habe sein Herz schlagen gefühlt. Ich höre immer noch die barocke aber liebevolle wahrhaft väterliche Stimme des Kapitäns, mit der er mir zurief:

„Ohren steif, mein Kleiner! Noch ein wenig die Ohren steif, Donnerwetter!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Auf den Goldfeldern Australiens.

Von Fernando Rodriguez Alvarez.

(Schluß.)

Noch saßen wir beim Nachtmahl, als sich das Zeltlager zu beleben anfing. Die Goldgräber kehrten von ihren Arbeitsstätten zurück, welche ein Feld von drei englischen Meilen Länge und eben solcher Breite bedeckten. Drei Männer traten mit dem üblichen „Good evening, Gentlemen!“ an uns heran, fragten, ob wir Goldgräber seien, und forderten, als wir diese Frage bejahten, die Vorweisung unserer Miners right. Denn die schon an einer Fundstelle anfassigen Digger üben eine Kontrolle der neu Zugehenden und lassen niemand zu, der diese ministerielle Erlaubniß nicht besitzt. „All right!“ sagte der älteste von ihnen, nachdem er sich von der Echtheit der Urkunde überzeugt hatte, „Sie sind uns in Flynns Creek willkommen.“

Dann nahmen sie neben uns auf der Erde Platz. In der sich entspannenden Unterhaltung mußten wir vor allen Dingen ihre Neugier befriedigen. Wir mußten berichten, wo wir herkämen, was für Landsleute wir seien u. s. w. Zum Schlusse luden sie uns ein, zum Abend in das Zelt des Marktelenders zu kommen, was wir auch versprochen.

Eine Stunde später gingen B. und ich nach der Stelle, wo sich die meisten Zelte befanden, während L. als Wächter bei unserem Zelte zurückblieb. Hunderte von Feuern schimmerten durch das Zeltlager, das von einem Gemisch der verschiedensten Gestalten belebt wurde. Das Ganze machte einen etwas unheimlichen Eindruck. Die Dämonen nahmen sich namentlich die Neger, Chinesen, Indier und Afghanen an; dazwischen tauchten einige Gestalten von Frauen und Kindern auf. Es kam mir vor, als befände ich mich wieder in einem Soldatenlager im Kaukasus.

Als wir beide den freien Platz vor dem großen Marktelenderzelle betraten, wimmelte dieser von allerlei Nationalitäten. Wir drängten uns durch das Gewühl und betraten das Zelt. Inmitten desselben stand ein großer, roh gezimmertes Tisch, an welchem einige Digger, jeder ein Glas Grog vor sich, herumsaßen. Einige würfelten, andere spielten Karten, vor ihnen lagen Gold- und Silbermünzen. Sie spielten das spanische Monte, der Bankhalter war ein Chinese. Halbwitze Gestalten undrängten den Tisch, und wenn einer sein Gold los wurde, konnte man die derbsten Flüche vernehmen. Eine Weile schauten wir dem Spiele zu, dann widerte uns das Getriebe an, und, der unangenehmen Gesellschaft den Rücken kehrend, wandten wir uns wieder dem Zelte zu.

Bevor ich zur Mittheilung unserer weiteren Erlebnisse übergehe, will ich einige allgemeine Bemerkungen über die australischen Goldfelder und speziell über das von uns gewählte einschalten.

Das erste Gold wurde auf dem australischen Kontinente bei der jetzigen Stadt Orange im Jahre 1834 gefunden. Dieser Ort liegt von Sydney 185 englische Meilen entfernt und ist der Mittelpunkt des Minenwesens in der Kolonie New South Wales. Erst bedeutend später wurden andere Fundorte bekannt, so im Jahre 1863 Forest Reef, 25 englische Meilen von Orange; dann Carcoar, Cooper Reef, endlich fand 1893 ein Goldsucher Flyer Goldlager an unserer Arbeitsstätte, die nach ihm Flynns Creek (Creek gleich Bach) wurde.

Das australische Gold ist entweder Quarzgold oder Mineralgold. Das erstere, auch Aufsgold genannt, sind gediegene Goldkörperchen, welche sich in Quarzgängen in verhältnismäßig geringer Tiefe unter der Oberfläche, ja sogar an der Oberfläche selbst befinden. Wenn ein Goldsucher das Glück hat, eine ergiebige Mine dieser Art aufzufinden, begiebt er sich gewöhnlich nach Sydney, um hier ein Syndikat von Kapitalisten zu bilden, dem er seine Ansprüche verkauft und welches dann die rationelle Ausbeutung der Mine betreibt. Diese Gesellschaften schicken eine Kommission von sachverständigen Bergwerks-Ingenieuren an Ort und Stelle, welche die Mine auf ihren Goldgehalt prüft. Wenn derselbe mindestens 4 Unzen pro Tonne beträgt, wird der Handel abgeschlossen; je größer der Goldgehalt pro Tonne ist, desto höher wird der Kaufpreis. Solche Syndikate prosperiren oft vorzüglich; so zahlen zum Beispiel die 4 thätigen Minen bei Endeow in der Nähe von Orange eine Dividende von 120 pCt. jährlich. Andere Minen täuschen freilich auch die Hoffnungen ihrer Erwerber.

Die Alluvialminen findet man erst in 50 bis 60 Fuß Tiefe. Zu ihrer Ausbeute sind kostspielige Maschinen unentbehrlich. Beirägt bei ihnen die Ausbeute nicht mindestens zwei Unzen pro Tonne, so fängt keine Gesellschaft erst mit dem Betriebe an. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn sich das Alluvium von Norden nach Süden zieht, das Lager eine gute Ausbeute verspricht, während die von Osten nach Westen gehenden Ader es mehr fraglich lassen, ob die Mine lohnen wird.

Unter den Goldgräbern sind nicht nur alle Nationen vertreten, sondern auch alle Stände, frühere Offiziere neben gemeinen Verbrechern. Der fleißige Goldgräber, der bei mittlerem Grunde sparsam lebt, kann in der Zeit von 4 Monaten 100 bis 150 Pfund Sterling (2000 bis 3000 Mark) ersparen. Tausende thun es; wenn sie dann aber nach Sydney oder Melbourne gelangen, wird meist so lange lustig gepraßt, bis der letzte Schilling verbraucht ist. Dann ziehen sie von neuem in die Goldfelder. Ich habe Leute gesehen, die schon seit 25 Jahren dies Abenteuererleben führen, darunter Greise von 60 Jahren und darüber. Sie treiben es so lange, bis man sie einmal in ihrem Zelte todt auffindet, oder auch, wenn sie in der Mine zusammengebrochen sind, erst nach Monaten ihr Skelett. Es giebt ja allerdings auch viele Hunderte, die ihr Glück machen, ja die sich sogar, wenn Fortuna ihnen lächelt, in kurzer Zeit ein enormes Vermögen erwerben. Im allgemeinen kann man annehmen, daß 20 pCt. vorwärts kommen, während die übrigen 80 unterliegen und ihren Tod durch Schlangenbiß, durch Durst oder durch Strapazen finden.

Obgleich in den einzelnen Niederlassungen oft viele Hunderte Menschen zusammen leben, kommt es doch niemals vor, daß jemand während seiner Abwesenheit irgend etwas entwendet wird; der Thäter würde sofort gelyncht werden. Nur beim Spiele kommen Raufereien vor, die freilich bisweilen tödlich verlaufen. Aber Gefahren mannigfacher Art ist der Goldsucher gleichwohl ausgeföhrt. Sobald anfangs Oktober der Frühling ins Land zieht, wimmelt es im australischen Urwalde von Schlangen. Die gefähr-

nächsten dieser Reptilien heißen Dead-head (Totenkopf). Sie sind arm dick und werden 1 1/2 Fuß lang; ihr Biß ist absolut tödtlich. Diese Schlangenart dringt unter die Kleider des schlafenden Menschen ein und, wenn er beim Erwachen sich bewegt, beißen sie, und zehn Minuten nachher ist der Gebissene eine Leiche.

Das Goldlager Fyers Creek liegt auf einer Anhöhe, die sich ca. 6 englische Meilen weit zu einem Plateau ausdehnt. In der Tiefe des breiten Thales fließen zwei Bäche zusammen.

Als wir am Morgen nach den oben erzählten Begebenheiten unseren Thee bereiteten, beschloffen wir, daß W. und L. zur Auswahl eines Platzes ausziehen sollten, während ich die Zwischenzeit benutzte, ein Känguruh zu erlegen. Als meine Gefährten gegen 3 Uhr nachmittags von ihrem Suchen zurückgekehrt waren, berichteten sie, daß sie auf drei verschiedenen Stellen vergebliche Versuche angestellt hätten, dagegen auf der vierten Stelle in einer Tiefe von 4 Fuß auf Quarz gestoßen seien, so daß hier Hoffnung auf Gold vorhanden sei. Da sie aber den ganzen Tag außer etwas Brot und Haisfleisch nichts genossen hätten, so hätten sie heute von der weiteren Arbeit abgesehen und wären zurückgekehrt.

Am Tage darauf blieb L. zurück, während ich W. zum Arbeitsplatz geleitete, der eine gute englische Meile von unserem Zelte entfernt lag. Mit frischem Muthe gingen wir ans Werk. Gegen Mittag hatte unsere Grube eine Tiefe von 6 1/2 Fuß erreicht. Ich hatte eben meinen Spaten aus der Hand gelegt, um mich an dem mitgebrachten kalten Imbiß zu laben, als W. in freudiger Erregung aus der Grube ein Stück weißen Quarz heraufbrachte, in welchem eine schmale Linie von kleinen Goldkörnern zu erkennen war. Ich unterbrach meine Mahlzeit und wir machten uns sofort daran, die Goldkörnchen herauszuföhren. Dann ging's mit frischem Muthe von neuem an die Arbeit. Wir stießen bald auf einen großen Quarzblock, und da wir den nicht freizulegen vermochten, beschloffen wir, für diesmal Feierabend zu machen und den Quarzblock am nächsten Tage mit Pulver zu sprengen. Ein von L.'s kundiger Hand vorbereitetes Meisgericht mit Speckstücken belohnte uns für die Mühen des Tages.

Da L. gern zurückblieb, nahmen am nächsten Morgen W. und ich die Arbeit von neuem auf. Nachdem uns die Sprengung des Quarzblockes glücklich gelungen war, brachte W., sobald sich der Pulverdampf verzogen hatte, einige noch recht beträchtliche abgesprengte Stücke heraus, in welchen wir zu unserer Freude Rußgold fanden, das sich in parallelen Streifen durch das Gestein zog. Eifrig sammelten wir unsern Schatz und als wir am Abend unsere Ausbeute überschlugen, betrug sie circa 3 1/2 Unzen reines Gold. Der Preis für die Unze gediegenes Gold beträgt in Australien 78 bis 88 Schillinge, je nach der Qualität.

Jeder Goldsucher hat auf Grund des ihm von der Verwaltung ausgetheilten Scheins pro Person ein Anrecht auf 150 Quadratyard; wir drei zusammen hatten also 450 Quadratyard zu beanspruchen. Diese Fläche wurde am nächsten Morgen in Anwesenheit des Lagerleiters abgestochen. Nach den bestehenden Bestimmungen mußten wir nun auf dem nächsten Verglommisstriatte, welches sich in Orange befand, die Anzeige erstatten. Erst wenn dann der Platz durch den Kommissar dieser Behörde vermesseu war, galt er als unser unbestreitbares Eigenthum.

Nach 8 Tagen hatten wir etwa 18 Unzen Gold gefördert. Ich war als Zeltwache zurückgeblieben und hatte wie meist in diesem Falle zur Ergänzung unseres bereits bedenklich zusammengeschrumpten Proviantes eine Jagdtruppe unternommen. Zu meinem großen Erntamen fand ich bei meiner Rückkehr von derselben meine Gefährten bereits im Zelte vor. Sie waren beim Graben in der Mine auf eine Quelle gestoßen, welche die Arbeitsgrube unter Wasser gesetzt und so unserer Thätigkeit in derselben ein unliebsames Ende bereitet hatte. Es blieb uns nichts weiter übrig, als die Arbeit an der bisherigen Stelle aufzugeben. Wir begannen dann, in einer Entfernung von etwa 100 Metern eine neue Grube aufzugraben; aber obgleich wir bis zu einer Tiefe von 12 Fuß in den Boden gingen, fand sich doch keine Spur von Quarz.

Inzwischen war unser Proviant an Thee, Reis, Speck, Zucker zc. zu Ende gegangen. Wir übergaben L. das bisher erbeutete Gold mit dem Auftrage, nach Orange, das 38 englische Meilen entfernt war, zu gehen, es dort zu verkaufen und mit dem aus dem Erlöse angekauften Proviant zurückzukehren. Als er uns nach vier Tagen den letzteren nebst 19 Pfund Sterl., die vom Erlöse des Goldes noch übrig geblieben waren, überbrachte, überraschte er uns mit der Mittheilung, daß es ihm gelungen sei, in Orange eine vorthelhafte Stellung als Koch zu finden, wohin er am nächsten Tage zurückzukehren gedächte.

Wir theilten unsern Erlös. Doch als L. am nächsten Morgen sich von uns verabschiedet hatte, spürte auch W. keine Lust mehr, in Fyers Creek weiter zu graben; er beabsichtigte, zunächst nach Sydney zu gehen. Was sollte ich allein in dieser Wildniß? Ich lud mir das Zelt und Arbeitsgeräth für eine Person auf und begleitete W. bis Forest Reef, um dann nach Lucknow abzubiegen, wo ich mein Glück von neuem versuchen wollte. Als ich mich von W. getrennt hatte, lag noch ein Weg von 45 englischen Meilen vor mir, den ich diesmal in Begleitung eines Hundes zurücklegte. Anfänglich ging die Reise wieder durch Urwald, nachher durch eine unheimlich wilde, zerrissene Felsgegend. Am dritten Tage langte ich in Lucknowan, überzeugte mich aber bald, daß hier für neue Ankömmlinge nichts mehr zu holen sei. In Walhurst, wohin ich mich von Lucknow

wandte, machte ich ähnliche Erfahrungen. Ich verkaufte daher kurz entschlossen meine Habseligkeiten und kehrte per Bahn nach Melbourne zurück.

In Melbourne gelang es mir, die Stellung eines Privatsekretärs beim russischen Konsul zu erhalten, die mir ein gutes Auskommen gewährte. Doch verlor ich dieselbe durch den Tod des Konsuls schon nach wenigen Monaten. Ich reiste dann nach Adelaide, um von hier aus auf die Goldfelder Westaustraliens zu gehen. Hier erreichten mich ungünstige Familiennachrichten, die mich zwangen, nach Europa zurückzukehren. Ich benutzte am 6. Februar 1895 den Norddeutschen Lloyd-Dampfer Oldenburg, mit dem ich über Colombo und Suez nach Neapel gelangte. Vom Goldfieber war ich geheilt. —

Kleines Feuilleton.

— Neue Staatsbauten. Unter dieser Epigramme schreibt "Boreas" im "Kunstwart" in bezug auf die neuen Berliner Museumsbauten: . . . „So haben wir es denn der Sache nach doch wieder mit echter Hofsunst zu thun, einer Kunst, die nicht durch den Geschmack der hohen Herrschaften, sondern erst durch die feile Bedientenseligkeit des Schranzenhums und durch den Mangel an Ueberzeugungstreue, der geradezu spätrömischen Umfang angenommen hat, zu einer wirklichen Kulturgefahr wird. . . . Das Kaiser Friedrichsmuseum soll in erster Linie die Bildergalerie aufnehmen, außerdem noch klassische Skulpturen und das Kupferstichkabinet. Der Entwurf ist im Atelier des Hofarchitekten Ihne gefertigt, von ihm selbst aber kaum bis in die Einzelheiten zu vertreten, denn einige Deckenbildungen, Treppenlösungen und statische Unzulänglichkeiten können nur Schüler oder Laien fertig gebracht haben. Die Baustelle, die durch die Stadtbahn abgetrennte Spitze der Museumsinsel, ist so klein, daß die fünf Innenhöfe durchweg ungenügend bemessen und häßlich gestaltet sind. Auf einen monumentalen Eingang an der Stadtbahn, die freilich nur in 6 Metern Entfernung bleibt, mußte eben deshalb verzichtet werden. Der Neubau bleibt also außer Zusammenhang mit den übrigen Museumsbauten! Sein Zugang findet an der Spitze mittels zweier noch zu erbauender Brücken statt. Die Front ist hier bogenförmig abgeschlossen: ein Schlusssmotiv, niemals ein zum Eintritt einladendes! Gegenüber dieser zurückweichenden Front soll ein Denkmal Kaiser Friedrichs aufgestellt werden; ein herrliches Gleichgewicht nach beiden Seiten der Brücke! . . . Die Eingangshalle ist ringabschnittsförmig, also nicht abgeschlossenen-raummäßig wirkend; die Verbindung nach dem Haupttreppenhaus zu dunkel, dieses selbst durch eine eingestellte quadratische Brücken-Konstruktion mit mittlerer Oeffnung um jede einheitliche Wirkung gebracht; die Treppentläufe selbst sind halbkreisförmig, knapp bemessen, daher wenig praktisch und unmonumental. Den Hauptsaal, eine „Basilika“ von höchst unharmonischen Verhältnissen, viel zu hoch gestreckter Mitteltonne, zu schmalen Seitenschiffen, von abgetretenen, nüchternen Einzeljornen, betritt man ebenfalls von hinten durch eine Apsis, deren Wirkung wieder durch einen eingestellten Ballen verschüttet wird. Die anschließende zweite Haupttreppe ist von so elenden Verhältnissen, daß sie sogar in einem Privathause unmöglich wäre. Ein Mundsaal am Abschluß der Mittelachse ist in den vieredigen Baukörper an der Stadtbahn eingebaut, geht es, wie es geht; die seitlichen Fenster liegen demnach in tiefen und ganz schiefen Nischen. Sämmtliche Bilderkabinette haben keineswegs Nordlicht, dafür aber inmitten des Fensters je eine dicke Säule, die also Schatten wirft! Das findet anscheinend die Museumsverwaltung ganz in der Ordnung. Dabei ist diese Säule einer Architektur zuliebe eingestiftet, neben der das Dresdener Finanzministerium ein Geniewerk ist. Weite, gähnende Verhältnisse, der übliche Verlegenheitsbehelf mit Quaderungen, Archivolten, Halbsäulenstellungen, einem riesigen Kranzgesims nebst Attika, hinter dem sich noch ein ganzes Geschloß von Magazinaräumen verstecken muß; dann noch einige Puppen — und keine einzige Spur eines irgendwie neuen Gedankens. Eine zusammengestoppelte, unreife, geistlose, breite Arbeit!“ —

v. Vom Näseln. Die als Näseln bezeichnete Sprechweise entsteht nach weit verbreiteter Annahme dadurch, daß der die Stimme bildende Luftstrom nicht durch den Mund, sondern durch die Nase ausgestoßen wird. Diese Annahme ist unrichtig. Man kann das ganz einfach dadurch feststellen, daß man versucht, mit geschlossenen Lippen zu sprechen; dann mißt die Stimme das vollendete Näseln bilden; aber es ist ganz unmöglich, mit geschlossenen Lippen, also indem man durch die Nase ausathmet, zu sprechen. Wenn man andererseits, was gut möglich ist, bei geschlossenen Lippen, also mit bloßer Nasenathmung, ohne Vokalisation singt, hat die Stimme durchaus keinen näselnden Charakter. Thatsächlich wird auch beim Näseln die Luft durch den Mund ausgestoßen, aber die Wände, welche die Nasen- von der Mundhöhle trennen, bilden dabei einen kräftigen Resonanzboden, so daß auch die Luft der Nasenhöhle in Schwingungen geräth und beide Töne, der durch den Mund und der durch die Nase gehende, vereinigen sich zu einer Klangwirkung, einem Mischklang, den man eben als Näseln bezeichnet. —

Literarisches.

— Ueber das Gudrun-Lied veröffentlicht Dr. F. W. Nagl im Juni-Hefte der Monatschrift „Alt-Wien“ eine Abhandlung, in der er den Beweis führen will, daß dieses Epos beziehungsweise der Stoff desselben nicht, wie man bisher allgemein

der Meinung war, seinem Stoffe nach dem Sagenkreise der Nordsee angehöre, sondern daß es nationales Erbe des bayerisch-österreichischen Stammes sei. Das Gebiet der in Rede stehenden Sage wäre mithin nicht die Nordsee, sondern das Seeland in Bayern. Die Namen "Hegelingen", "Hedin", "Horand", "Wafe", "Frute", "Herwig" und wie die Helden alle heißen, wären nicht nordischen Ursprungs, sind nicht dort bodenständig, sondern seien gut bayerisch-österreichisch, entlehnt und entstellt worden. Endlich ist das Wappen des angeblich nordischen Reden Herwig von Sewen, die Seerosen in blauer Fahne, das Stadtwappen der — bayerischen Seestädte. —

Kunst.

co. Der Paps hat einen Preis von 10 000 Lire für das beste, die "heilige Familie" darstellende Gemälde bestimmt, das auf der im Jahre 1898 in Turin stattfindenden Ausstellung für kirchliche Kunst ausgestellt sein wird. —

Medizinisches.

— **Pferde als Ursache menschlicher Blutarmuth.** In dem Kohlenbergwerk Brennberg bei Debenburg in Ungarn waren, wie die "Allg. Rundschau" berichtet, schwere Fälle von Blutarmuth einheimisch, die lange Zeit auf die unterirdische Beschäftigung der Arbeiter, auf Mangel an Luft und Licht zurückgeführt wurden. Der Grubenarzt Dr. v. Nathonyi erinnerte sich nun, daß auch beim Durchbohren des Gotthardt-Tunnels häufig eigenthümliche Erkrankungen an schwerer Blutarmuth vorgekommen waren, und zwar in Folge eines kleinen, unter den italienischen Arbeitern verbreiteten, in den Tropen einheimischen Wurmes, Ankylostomum duodenale genannt. Dieser nur mikroskopisch nachweisbare, winzige Wurm war auch in der Berliner Kolonialausstellung bei sämmtlichen Wilden nachgewiesen worden, ohne daß diese krank schienen, während Europäer, die solche Würmer beherbergten, die schwersten Formen von Blutarmuth aufwiesen. Dr. Nathonyi fand nun zu seinem größten Erstaunen, daß sämmtliche sehr gesund aussehende Pferde diesen tropischen Wurm aufwiesen und auf die Menschen übertrugen, so daß es wahrscheinlich wird, daß auch anderwärts schwere Blutarmuth durch Befallsamenheit mit Pferden hervorgerufen werden kann, zumal die Pferde selbst durch ihr gesundes Aussehen das Vorhandensein eines den Menschen gefährlichen und mit unbewaffnetem Auge nicht sichtbaren Parasiten kaum ahnen lassen. —

Aus dem Thierleben.

— Ein sonderbares Nest eignete sich ein Rauchschwalbenpaar für seine Jungen an. Ein unter einem Hansdache erbautes Schwalbennest fiel mit den darin liegenden ganz kleinen Jungen auf den darunter befindlichen Balkon und zerbrach in kleine Stücke. Der Hausherr nahm sich der jungen Brut an, zerschnitt eine kleine, längliche Zigarrenkiste in zwei Theile, befestigte die eine Hälfte mit zwei Nägeln an dem Balkon und legte die Jungen hinein. Das alte Schwalbenpaar nahm diesen Liebesdienst dankbar an, erkannte aber gleich die neue Gefahr, der seine Jungen ausgesetzt waren; denn das Kistchen besaß nur zwei Seitenwände und stand nach vorn hin offen, so daß die Jungen hinausfallen konnten. Doch die Alten wußten sich zu helfen. Sie verbaute nicht bloß die offene Außenseite des Kistchens, sondern vollführten auch an den beiden Seitenwänden Schutzbauten, so daß sich die Jungen vollständig in Sicherheit befanden. —

Geographisches.

— **Der Baikalsee.** Der russische Offizier Drifhenko hat im Auftrage der Regierung bezüglich des Baikalsees, jenes gewaltigen Binnenwassers Sibiriens, hydrographische Untersuchungen vorgenommen. Die Ergebnisse liegen im neuesten Hefte des Mosk. Sbornik vor. Wir entnehmen denselben folgendes: Drifhenko fand Tiefen von 670 Sassen, ungefähr 1430 Meter; diese Angabe übertrifft die bisherigen nicht unerheblich. Die Länge dieses größten Gebirgssees der Welt beträgt 600 Werst (ungefähr ebenso viel Kilometer), seine Breite schwankt zwischen 27 bis 85 Werst. Trotz seiner vielen Stürme, Nebel u. s. w. bildet er für die Uferbewohner fast das einzige Verkehrsmittel. Denn von der Hundbahn abgesehen, befinden sich in der Nähe seiner Ufer nur für Fußgänger wegflame Pfade; zuweilen vermag man auch zu Pferde die Gebirgswege zurückzulegen, die freilich meist nur den schweifenden Pelzjägern bekannt sind. Die Natur ist an den Ufern des Baikals nicht sorg mit schätzbaren Gaben. Es finden sich Metallschätze, Wald, Vieh, Pelzthiere und Heilquellen. Der Fischreichthum ist unermeßlich und bildet einen wichtigen Handelsartikel für die Uferbewohner. Zu den bereits erwähnten Gefahren, welche dem Verkehr Schranken setzen, kommen trotz der ungewöhnlichen Tiefe des Baikals an einzelnen Stellen Klippen und Sandbänke. Man hofft die Gefahren der Stürme und des Nebels durch ein ausgebreitetes System von Warnungstafeln wirksam zu bekämpfen. Gegen Klippen und Sandbänke kann nur die genaueste Kartenzzeichnung schützen. Endlich wird eine englische Firma einen gewaltigen Eisbrecher liefern, der in seiner Bauart an den berühmten Fram Raufen's erinnern wird. Er soll alle bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete übertreffen und selbst mit metereidem Eise den Kampf aufnehmen. Die vorliegende Arbeit stellt jedoch keineswegs den Abschluß der wissenschaftlichen und seemännischen Erforschung des Baikals dar. Noch im laufenden Jahre ist auf Veranlassung des Marine-Ministers ein neuer Forschungszug unternommen worden. Die Teilnehmer sind zehn Offiziere, ein Arzt, sechs Matrosen und

sechzig Arbeiter. Der Zug ist Ende April von St. Petersburg abgegangen.

Astronomisches.

t. Welche Größen lassen sich auf dem Monde erkennen? Seitdem die Erforschung des Mondes durch die Vergrößerung von Mondphotographien in eine neue Bahn gelangt ist, hat sich zwischen verschiedenen Astronomen ein Streit entsponnen, wie groß die kleinsten Gegenstände auf dem Monde sind, die auf diesem Wege noch deutlich unterschieden werden können. Professor Prinz, Assistent an der Brüsseler Sternwarte, hat behauptet, daß die äußerste Grenze der Sichtbarkeit auf den Mondphotographien, welche an der Sid-Sternwarte hergestellt werden, 2,3 Kilometer beträgt, auf den Platten der Pariser Sternwarte 1,9 Kilometer. Prof. Weinel in Prag dagegen, der unzählige Photographien beider Sternwarten vergrößert und untersucht hat, hat auf einer in Paris hergestellten Platte vom 14. März 1894 den winzigen Mittelkrater des Mondvulkans Einné deutlich beobachtet, der nur 1 Kilometer im Durchmesser besitzt, und diese Beobachtung ist durch die Pariser Astronomen bestätigt worden. Letztere haben ausgesprochen: "Die Prüfung der Photographien unter dem Mikroskope haben in scharfer Form keine Einzelheiten unter 0,5 Bogensekunden (das sind etwa 900 Meter) gezeigt." Prof. Weinel stellt einige der kleinsten Gegenstände zusammen, die er auf Mondphotographien noch deutlich wahrnehmen konnte: ein kleines kraterähnliches Gebilde auf der Lichtinsel im Innern des Vulkans Cyrillus, das 1,1 Kilometer im Durchmesser hat, ein anderer Krater ähnlicher Art auf dem Gipfel des Zentralberges der Mondgegend Capella 1300 Meter, ein solcher am Westabhang desselben Berges nur 700 Meter, ein Krater an dem Zentralberge der Gegend Albategnius 850 Meter, der erwähnte Einné-Krater 950 Meter. Von diesen Kraterchen ist nach der Angabe von Weinel nicht nur die Größe, sondern auch die Umrisse auf den Photographien deutlich erkennbar. So erheblich diese Leistungen unserer modernen wissenschaftlichen Hilfsmittel erscheinen müssen, so geht daraus doch hervor, daß unter gleichen Bedingungen vom Monde aus auf der Erde kein einzelnes der menschlichen Bauwerke wahrzunehmen sein würde. —

Humoristisches.

— **Ein homogenes Ministerium.** In einer Menagerie sah ich in einem Käfig zwei Liger, einen Inguar, einen Wolf, zwei Hyänen, zwei Bären und einen Hund vereinigt. Die wohlдресtirten Thierlein umflichen einander behändig mit mordlustigen Blicken, als suchte jedes dem andern einen Hinterhalt abzugewinnen. Dann erichien der Dresseur; die Thiere mußten sich mit ihm in einen Kreis setzen, die Köpfe zusammenschmiegen und, wie der Mann sagte, "eine zärtliche Familie" bilden.

"Ein homogenes Ministerium!" sagte einer der Zuschauer.

O. E. („Jugend.")

— **Das nahe Verderben.** In einer Bromberger Volksschule deklamirte unlängst ein Schüler das Lied vom braven Mann. Als er gerade die Stelle vortrug: "Schon naht das Verderben sich fürchterlich", öffnete sich die Thüre des Klassenzimmers, und herein trat der Pedell mit einem Paket — Kohlrüben.

Vermischtes vom Tage.

— Gegen Insektenstiche wird jetzt von den Aerzten Ichtyol angetrieben. Es wird entweder auf die verlesete Stelle aufgespritzt oder in Salbenform mit Lanolin oder Vasoline vermischt. —

— Vom "Glück" der Modedichter. Hermann Sudermann hat in der Nähe von Luckenwalde ein Schloß auf sechs Jahre gemietet. —

y. In der Nähe der Insel Falster sind infolge Kentern eines Bootes vier Personen ertrunken. —

— Zugus! In Altenburg ist Wassermangel. Deshalb sah sich der Stadtrath veranlaßt, zu verbieten, daß Wasser aus der städtischen Leitung zu Zuguszwecken verwendet werde. — Haben die Altenburger in ihren Stuben etwa gar kleine "Fohlenbeden" zu sicken? —

— In Heiligensee, Kreis Bunzlau, hat die Ortschule geschlossen werden müssen, weil daselbst die Mätern unter den Schulkindern aufs heftigste grassiren. Dasselbe ist in Oberleschen geschehen, wo die Diphtherie epidemisch aufgetreten ist. —

— In Kupperberg bei Untersteinach (Bayern) wollte der Geschäftsführer des Bergwerks Dynamit zur Grube tragen. Auf dem Wege kam er zu Fall und das Dynamit explodirte. Der Mann wurde in Stücke zerissen. —

— Der Schaden, den die letzten Unwetter in Württemberg verursachten, soll sich auf 18 Millionen Mark belaufen. —

— Die Papierfabrik der Gebrüder Böhler in Ettlingen (Baden) ist gänzlich niedergebrannt. —

— Der durch die Ueberschwemmung in Südfrankreich angerichtete Schaden wird auf 200 Millionen geschätzt. Die Zahl der Opfer dürfte 300 erreichen. —

— Auf der Landenge von Tehuantepec sowie an der pacifischen Küste von Mexiko und in Kalifornien sind starke Erderschütterungen beobachtet worden. Die Stadt Tehuantepec ist angeblich gänzlich zerstört. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 11. Juli.